

# Die Neue Welt

Nr. 31

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1898

## Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

(Schluß.)

Wenige Tage darauf erschienen zwei Herren vom Gericht bei Karl Büttner. Es handelte sich um die Voruntersuchung gegen Richard Kaschel.

Karl wurde aufs Eingehendste vernommen. Viel war freilich nicht aus ihm herauszubekommen. Er wußte nur wenig von jenem für ihn so verhängnißvollen Abend im Kretscham zu Halbenau. Darüber, wie er zu der Wunde am Kopfe gekommen, vermochte er nichts Stichhaltiges anzugeben.

Immerhin belasteten die Aussagen anderer Zeugen den jungen Kaschel soweit, daß es zur Verhandlung kam.

Es war festgestellt, daß es Streit gegeben habe zwischen Karl und seinem Vetter. Ferner wurde ausgesagt, daß Richard Kaschel es gewesen, der die Leute aufgefordert habe, den Betrunknen hinauszuzwerfen. Das Gravirendste aber war, daß mehrere Zeugen sich bestimmen konnten, die eiserne Stange, die zum Festhalten der Thür diente, in der Hand des Angeklagten gesehen zu haben. Daß aber Richard den Schlag geführt habe, der Karl verletzt haben sollte, wollte Niemand beschwören.

Der Angeklagte selbst behauptete, er sei nicht mit draußen gewesen vor dem Kretscham, habe vielmehr die eiserne Stange, auf Befehl seines Vaters, sofort wieder eingelegt.

Der alte Kaschel, der unbeeidigt vernommen wurde, bestätigte die Aussagen seines Sohnes.

Der Angeklagte wurde freigesprochen.

Die öffentliche Meinung schrieb trotzdem dem Gastwirthssohne die That zu.

Man schimpfte weiblich auf die Kaschels und verwünschte sie. Erst hatten sie den alten Büttner ruiniert, ihn von Haus und Hof gebracht, und nun hatten sie ihm auch noch den Sohn für Lebzeiten elend gemacht.

Aber solche Worte fielen nur hinter dem Rücken der Kaschels. Ihnen etwas in's Gesicht zu sagen, wagte Niemand; sie waren zu gefährlich.

Richard Kaschel zeigte sich, nachdem er hier mit einem blauen Auge davon gekommen, anmaßender und übermüthiger denn je. Das Spielen setzte er fort. Er ging oft weit über Land oder fuhr in die Stadt, um seiner Leidenschaft zu fröhnen.

Dem alten Kaschel wurde unheimlich zu Muthe dabei. Mehr als einmal schon hatte er ein Loch zustopfen müssen für den hoffnungsvollen Sprößling.

XXXII.

Nun begannen große Umwälzungen im Bauernhofe. Baumeister und Zimmermann erschienen. Im Wohnzimmer wurden die Dielen aufgerissen, die alten erblindeten Fensterscheiben durch neue, große,

glänzende ersetzt. Dann kamen die Ofenseker. Der alte Stachelherd mit Backröhre und Pfanne, der zwei Zimmer geheizt hatte, auf dem die verstorbene Bäuerin das Essen für die Familie, zugleich mit dem Angemenge für das Vieh, zubereitet hatte, wurde weggerissen und an seine Stelle ein städtischer Porzellanofen gesetzt. Die Küche kam in den Nebenraum. Maler und Tapezierer erschienen. Die Holzverkleidung ward von den Wänden gerissen, gemalt und geweißt wurde, und in die Zimmer für die zukünftige junge Frau kamen sogar Tapeten.

Der neue Herr kam öfters von der Stadt heraus, und trieb die Handwerksleute zur Eile an; er wollte bald einziehen.

Der Büttnerbauer wurde von einem Winkel in den anderen getrieben. Er war wie ein altes Thier, dem aus Gnade das Leben gelassen wird.

Überall im Hause herrschten die Handwerker. Schließlich zog sich der Alte mit einem Bündel Sachen in einen Bretterverschlag auf den Boden zurück, um dort zu hausen.

Auf dem Felde war's ein Gleiches. Überall Neuerungen! —

Die Ziegelei wuchs und dehnte sich aus. Jetzt hatten sie ein neues Lehmager entdeckt, das noch besseres Material enthalten sollte, als das erste. Dort wurde abgegraben. Herr Berger, der neue Besitzer, ließ einen Schienenstrang von der Grube nach der Ziegelei legen. Das ganze Gut ward verbügelt. Die großen Schläge, einstmals des alten Bauern Stolz und Freude, waren in lauter schmale Streifen zertheilt, auf denen kleine Wirths ihre vier, fünf verschiedenen Früchte bauten.

Auch im Walde gab es Veränderungen. Schon im Herbst hatte der gräßliche Oberförster Kahlschlag machen und Hügel zur Kultur auswerfen lassen. Kaum war der Schnee gewichen, wurde mit der Anpflanzung begonnen.

Der alte Mann haßte all' das Neue, das vor seinen Augen entstand. Es lag so etwas Aufdringliches, Vorwichtiges in Dem, was diese jungen Leute anstellten.

Bierzig Jahre hatte er nach der Väter Weise gewirthschaftet, und nun über Nacht, plötzlich, ward Alles umgestürzt, das Oberste zu unterst gekehrt, seine Arbeit verwüthet, als sei sie nichts werth.

Sein Lebenswerk wurde für nichts geachtet. Die Spuren seiner Thätigkeit waren ausgewischt. Das, was jeder Mensch als mächtigsten Trieb und Sporn zum Handeln in sich trägt, der eigentliche Erreger alles menschlichen Strebens und Schaffens, das Verlangen nach irdischer Unsterblichkeit, der Wunsch, in seinen Werken das ewige Leben zu haben — dieses Denkmal, das jeder Tüchtige sich zu errichten

strebt, damit Kinder und Kindeskinde seiner gedenken, auf daß sein Wesen und Wollen nicht von der Vergessenheit Nacht verschlungen werde — dieser Abdruck seiner Persönlichkeit, der in diesem Grundstück: Haus, Hof, Feldern, Wiesen und Wald, eingeschlossen lag, war zerstört; fremde Hände hatten in wenigen Monaten das zur Unkenntlichkeit verändert, was er und seine Vorfahren im Laufe eines Zeitraumes, der nach Generationen gerechnet werden mußte, in Treue und Liebe und Frömmigkeit aufgerichtet hatten.

Die Zeit war über ihn hinweggeschritten.

Nun wurde er in die Ecke gestellt, ein verbrauchtes altmodisches Geräth. Er war ein Baumstumpf, der mit sammt den Wurzeln ausgerodet ist; so lag er auf dem Boden, dem er, als er in voller Kraft und Blüthe gestanden hatte, seine Schatten gespendet hatte. Die tausendfältigen Beziehungen, die Leben mit der Mitwelt verbinden, die unzähligen Wurzeln, mit denen wir jeden Augenblick Kräfte saugen und Kräfte zurückgeben, waren durchschnitten. Er war unnütz geworden für sich und die Anderen. Er konnte aus der Welt gehen, und nirgends würde eine Lücke klaffen.

Zweck- und ziellos ging er umher, im Dorfe, über die Felder, durch den Wald. Wann wäre das früher jemals vorgekommen! Da hatte jeder Gang sein Ziel, da wurde er, außer Feiertags, niemals unbeschäftigt angetroffen. Aber, was sollte er jetzt anfangen? wofür seine Hände rühren?

Die Leute redeten ihn an, einzelne aus Mitleid, die meisten aus Neugier; sein Wesen war Allen ein Räthsel.

Aber da man fast nie eine Antwort von ihm erhielt, unterblieb das Anreden mit der Zeit. Die Kinder lachten wohl über die struppige Erscheinung des Alten, ließen ihm nach; auch Erwachsene wagten hier und da eine Spottrede hinter seinem Rücken. Aber in's Gesicht ihn zu höhnen wagte Niemand; das Elend hatte noch nicht ganz die Ehrfurcht gebietende Würde aus der Erscheinung des Greises gelöst.

Der Pfarrer stellte den alten Mann auf der Straße und ging eine Strecke mit ihm. Da gab es zarte Wortwürfe zu hören, daß Büttner nicht mehr zur Predigt und zum Tische des Herrn komme. Der Bauer zuckte verdrossen die Achseln, blieb dem Seelsorger die Antwort schuldig.

Ein andermal traf Büttner mit dem Güterdirektor des Grafen zusammen. Hauptmann Schrott hielt sein Pferd an und begrüßte den alten Mann. Der Hauptmann beklagte, daß Alles so gekommen wäre. Nun das Bauerngut nicht mehr für ihn zu haben sei, habe der Graf seinen Sinn geändert. Er

brene jetzt, den Juden hineingelassen zu haben. Die neue Nachbarschaft sei dem Herrn Grafen ein Greuel.

Der Hauptmann sah wohl selbst ein, daß solche Reden zu spät kamen und Niemanden etwas nützen konnten. Er drückte dem Alten die Hand, überließ ihn seiner Einsamkeit.

Was wollten die jungen Leute von ihm? Der Alte verachtete sie im Grunde seiner Seele alle. Alles Reden war sinnlos, alles Mitleid verschwendet! Jedes Wort der Theilnahme bedeutete eine Erniedrigung für ihn. Nur in Ruhe sollten sie ihn lassen, das war das Einzige, was er noch von ihnen verlangte.

\* \* \*

Auch dem Sohne eröffnete sich der alte Mann nicht. Der gehörte ja auch zu den Jungen, zu dieser neuen Generation, die fast über ihn hinweggewachsen war.

Gustav war ja auch diesem Boden entsammt, aber er war nicht so fest mit ihm verwachsen, daß er das Verpflanzwerden nicht überstanden hätte. Er stand jetzt im Begriff, sich in neuen Verhältnissen ein neues Heim aufzurichten für sich und die Seinen.

Soeben war von Häschke eine Antwort eingetroffen. Er hatte eine Stelle für den Freund gefunden. Gustav sollte in einem großen Hause der inneren Stadt die Bizewirthsstelle übernehmen.

Es war ein verantwortungsreicher Posten. Im Hinterhause befand sich eine Kartonnagenfabrik, die über hundert Leute beschäftigte. Im Parterre des Vorderhauses war ein Bankgeschäft, im ersten Stock eine Versicherungsgesellschaft; Alles in Allem wohnten in dem ziemlich weitläufigen Gebäude einige zwanzig verschiedene Parteien.

Gustav's ausgezeichnete Militärpapiere hatten den Ausschlag gegeben, als er zu dieser Stellung gewählt wurde. Häschke rieth, daß er sofort annehmen solle; es gäbe eine ganze Anzahl anderer Bewerber für den Posten.

Für Gustav war es nichts Kleines, sich hier zu entscheiden. Vieles daran war verlockend; die feste Anstellung, das auskömmliche Gehalt; übergroße Anstrengung war mit einem solchen Posten auch nicht verbunden und man behielt Zeit übrig für sich und die Seinen.

Auf der anderen Seite gab es mancherlei Unergütliches an einer solchen Stellung. Man brachte mit seiner Arbeit nichts Bleibendes vor sich, woran man seine Freude hätte haben können. Die Aussicht, Höheres zu erreichen, sich selbst vorwärts zu bringen, war ausgeschlossen. Man war der Diener von tausend beliebigen Leuten. Und was Gustav als das Schwerste erschien: er wurde herausgerissen aus dem von Jugend auf gewohnten Leben. Vom Acker weg wurde er in ein städtisches Souterrain verpflanzt, in das vielleicht die Sonne nicht einmal am Tage drang. Wie würde er, wie würde Pauline das ertragen?

Erst jetzt, wo er vor die Entscheidung gestellt war, merkte er, was er vorhatte: daß er einen Strich mache unter seine eigene Vergangenheit, daß er mit der vierhundertjährigen Ueberlieferung seiner Familie breche, daß er im Begriff stehe, aus einem Landmann ein Städter zu werden.

Er besprach die Sache mit Pauline. Sie überließ ihm, wie in allen wichtigen Fragen, auch diesmal die Entscheidung. Ihr genügte, bei ihm bleiben zu dürfen, alles Andere solle ihr recht sein.

Schließlich erkannte Gustav, daß es eine Wahl für ihn nicht gebe; er mußte annehmen. Der Winter hatte die Ersparnisse des vorigen Sommers verschlungen. Als Aufseher wieder in die Rüben-Gegeud zu gehen, hatte er verschworen. In der Heimath gab es keine Beschäftigung für ihn, wenn er nicht tagelöhnern wollte. Er mußte also nach Dem greifen, was sich ihm bot, um sich und die Seinen vor Mangel zu bewahren.

Die Stelle war durch Todesfall erledigt, und Häschke hatte geschrieben, daß Gustav so bald wie möglich antreten müsse. Es hieß also, in wenigen Tagen packen und Abschied nehmen.

Ein Plan war in Gustav gereift: er wollte den Vater auffordern, mit ihnen in die Stadt zu ziehen.

Gustav war sich nicht im Unklaren, was er damit auf sich nehme. Es würde nichts Leichtes sein für alle Theile; der alte Mann war schwierig, würde kein bequemer Hausgast sein. Besonders in der Stadt war das nichts Kleines, wo man enge aufeinander sah, wo alle die mannichfaltigen Abziehungen des ländlichen Berufes fehlten.

Aber es mußte sein! Pauline sowohl, wie Gustav, waren sich klar darüber, daß sie den Vater nicht in seinem Glend allein lassen durften. Was sollte aus ihm werden in Halbenau, wenn sie nun auch fortgingen? Wenn es Niemanden mehr gab, der sich um die Nothdurft des Alten kümmerte! Das Armenhaus war der wahrscheinliche Abschluß.

Eine solche Schande wollte man nicht auf sich laden. Der Familiensinn, der bei Gustav nicht völlig untergegangen war, sprach mit. Soweit war es mit den Bittners doch noch nicht gekommen, daß man das Familienoberhaupt hätte in Schmutz und Armuth verkommen lassen mögen, ohne eine Hand zu rühren. Die Leute würden mit Fingern auf solch unnatürliche Kinder gewiesen haben. Diese Schmach wollte Gustav seinem Namen nicht anthun.

Als sie jedoch mit dem Vater davon sprachen, stießen sie auf Widerstand. Er wollte nicht in die Stadt, erklärte er.

Sie hielten ihm vor, was seiner in Zukunft in Halbenau warte: das Einlieger-Glend, die Abhängigkeit von wildfremden Menschen, die ihn als ihren Knecht behandeln und ihm, wenn es ihnen passte, den Stuhl vor die Thür setzen würden. Und was, wenn er krank würde! Wer würde ihn pflegen?

Alles das hielten sie ihm vor. Ob es Eindruck auf ihn mache oder nicht, war nicht zu ersehen. Er sagte nicht Ja und nicht Nein, trug seine gewöhnliche mürrisch-verschlossene Miene zur Schau.

Gustav machte einen Versuch, ihn beim Ohrgefühl zu packen. Sollte er sich bei seinen Jahren noch als Tagelöhner verdingen? Wollte er wirklich in die Biegelei gehen auf Arbeit? Er, der ehemalige Großbauer: Ziegelstreicher! Oder wollte er gar der Gemeinde zur Last fallen? —

Aber auch hierauf zeichnete er nicht. Er schüttelte nur den Kopf und murmelte etwas Unverständliches vor sich hin. Es schien fast, als hege er einen wohlüberlegten Plan, einen Entschluß in seinem Inneren, den er Niemandem verrathen wollte.

Seine Kinder drangen noch einmal in ihn. Sie stellten ihm dar, wie schön er es bei ihnen haben werde. Man wolle ihm ein Stübchen ganz für sich lassen. Häschke habe von einem Gärtchen geschrieben, das Gustav mit im Stand zu halten hätte, diese Arbeit solle er übernehmen, damit er doch seine Beschäftigung habe. — Es verschlug Alles nichts. Man konnte zweifelhaft werden, ob er überhaupt die Worte höre; seine Züge waren leer, seine Augen schienen auf etwas gerichtet: weit, weit in der Ferne, das nur er sah.

Gustav gab es schließlich auf, dem Vater noch länger zuzureden. Wenn der nicht wollte, dann brachten ihn zehn Pferde nicht von der Stelle. Er war eben ein Bittner!

Aber Pauline ließ die Hoffnung noch nicht fahren, den alten Mann zu überreden. Sie war, seit sie Gustav geheirathet, der besondere Liebling des Alten geworden. Ihr gegenüber hatte er fogar hier und da etwas von seinem Kummer blicken lassen.

Die junge Frau sprach den Schwiegervater noch einmal unter vier Augen, mit jener innigen, schlichten Herzlichkeit, die ihr zu Gebote stand, meinte sie: sie wollten's ihm auch so gut machen, als er sich's nur denken könne.

Sie hoffte, ihn vielleicht mit der Kost locken zu können. Sie wollte ihm so kochen, wie er's gewohnt sei, von der Mutter her, und wie sie wisse, daß er's gern habe.

Da traten dem Alten plötzlich die Thränen in die Augen; mit einer Weichheit, die man sonst nicht an ihm gewohnt war, sagte er: „Ne, ne! Pauline, laß ad! Du bist gutt! — Ich weech, Ihr meent's gutt mit mir alen Manne. Aber, laß ad!“ . . . Dann versank er in Nachdenken.

Ste wagte es, seine Hände zu ergreifen und sie zu streicheln. Noch einmal stellte sie ihm dann vor,

wie viel besser er's haben könne, wenn er bei seinen eigenen Leuten bliebe, als unter Fremden.

„'s is Alles eens, Pauline!“ war seine Antwort. „Mit mir is eemat nisch nicht! Mir mußt nisch nicht miß! Ich were bald ganz alle sen!“

Sie meinte dagegen: er werde noch manches Jahr erleben; er sei ja rüstig und nehme es noch mit manchem Jungen an.

„Ne, ne! ich ha's 'n dike! Ich ha's 'n schun ganz dike! — De Mutter is nu och tut. 's is ne schiene su alleene ei der Welt.“

Er schänzte sich und wischte die Augen; beides mit der Hand. Dann fuhr er fort: „Sieht Ihr ad! und laßt mich Alles in Frieden. Ihr sed jung! Ihr wißt ne, wie's unfereneem zu Muthe is. Ihr kennt's ne wissen. Das kann Niemand nich verstiehn, wie's unfereneem um's Harze is. — Su manchmal Nächstens — su alleene — und an Tage och, su verlassen! Mer mechte sich wünschen, daß de Sonne gar nich scheinen thate. Alles is eenem zuwider! Ne, ne! das verstiecht Niemand ne, der's ne berlabt hat! — Laßt mich ad! Ich wer schun a Plagel finden; is ne ei der Welt, dann is am Ende, kann sen, hausen.“

Pauline schluchzte laut auf, als sie den alten Mann so sprechen hörte.

„Ju, ju! Su is! Ich glob', ich wer mich ne lange miß zu schinden han. — Ich will Der och noch was mitgahn, Pauline, zum Adenken, eh' daß 'r gieht.“

Damit ging er nach seinem Bretterverschlag auf den Boden und kam nach einiger Zeit, den Arm voll Kleidungsstücken, zurück.

Da war eine wattierte Puffjacke der Bäuerin, eine seidene Schürze, die er 'mal seiner Braut zum Geschenk gemacht hatte, etwas Leibwäsche der Verstorbenen und noch Kleinigkeiten aus dem Nachlasse der Bäuerin, mit denen er Paulinen beschenkte.

Auch Gustav sollte bedacht werden. Der Alte schleppte seinen Schafwollpelz herbei, den er seit dreißig und mehr Jahren führte.

Pauline weigerte sich, den Pelz für ihren Mann anzunehmen; den müsse der Vater behalten, damit er im Winter was Warmes habe.

„Ich wer' keenen Winter mehr sahn!“ sagte der Bauer.

Da er böse zu werden drohte über ihre Weigerung, nahm sie den Pelz schließlich an zum Schein. Sie wollte ihn der eigenen Mutter übergeben, die ihn einstweilen aufbewahren und dem Alten bei beginnender Winterszeit zurückstellen sollte. —

An einem Sonntag Morgen in der Frühe nahmen Gustav und Pauline Abschied von Halbenau. Ihre Abreise hatte manchen Freund und manche Freundin herbeigelockt. Frau Raifner schwamm in Thränen. Sie mußte der Tochter heilig versprechen, daß sie nach dem alten Bittner sehen werde.

Die Wittve hatte im Stillen noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, daß ihr noch ein zweites Mal die Freuden des Ehestandes zu Theil werden möchten. Im geheimsten Kämmerchen ihres Herzens regierte kein Anderer als Traugott Bittner allein.

Der alte Mann war nicht erschienen, um von seinen Kindern Abschied zu nehmen. Die Leute sagten, er sei auf dem Wege nach der Kirche gesehen worden.

### XXXIII.

Am Sonnabend war der alte Bittner zum Dorfbader gegangen und hatte sich seinen Bart abnehmen lassen. Sonntags, beim Morgengrauen, nahm er seine Feiertagskleider aus der Lade, den langschößigen Tuchrock, der zur Hochzeit neu gewesen war, die Weste mit den Perlmutterknöpfen, den Zylinder, der ihm nun auch schon an dreißig Jahre Dienste gethan hatte, und der trotz alles Streichens mit dem Rockärmel immer widerhaariger wurde.

Traugott Bittner ging zum Tisch des Herrn. In seinem Feiertagsstaat, das Gesangbuch in der Hand, schritt er die Dorfstraße hinab. Er blickte nicht rechts noch links, nur auf seinen Weg. Andere Altarleute, die ihn überholten, blickten ihm erstaunt in's Gesicht.

Ja, war denn das wirklich der Böttnerbauer! Oder war es sein Geist? Die bleichen Wangen, nicht mehr vom Bart verdeckt, zeigten jetzt erst ihre ganze hohle Magerkeit.

Er erwiderte keinen der vielen Morgengrüße, die ihm von allen Seiten geboten wurden. Sein Gang war langsam, aber fest, die Blicke hielt er starr geradeaus gerichtet.

Man steckte die Köpfe zusammen. „Sahst ad! „Böttnertraugott geht beichten!“ — Er war eine ungewohnte Erscheinung geworden in der Kirchfahrt.

Beim Hauptgottesdienste, der der Kommunion folgt, nahm Böttner seinen altgewohnten Kirchenplatz ein. Vieler Augen waren auf ihn gerichtet; es war, als ob nach langem Krankenlager Einer wiederum unter Menschen geht. Selbst der Geistliche schien unter dem Eindrucke zu stehen, daß heute ein besonderer Gast in ihrer Mitte weile; er sprach einige Male mit Betonung nach jener Richtung hin, wo der alte Mann saß.

Der hörte der Predigt vom ersten bis zum letzten Worte mit Aufmerksamkeit zu. Beim Schlusse des Gottesdienstes opferte er seinen Groschen, wie er es von jeher gethan, so oft er das Abendmahl genossen.

Man wollte ihn anreden, als er aus der Kirche trat. Alte Freunde drängten sich an ihn heran. „Nu, Traugott!“ hieß es: „wo hast denn Du su lange gesteckt?“

Er schien für die Frager keine Zeit zu haben. Mit eigenartig ernstem Blicke sah er die Leute an, schüttelte den Kopf, wandte sich und ging. — Mancher, der jetzt kaum darauf geachtet, sollte sich später daran erinnern. — „Grade als ob 'r D'ch durch und durch bühren wollte; und doch als ob 'r ganz wu andersch hin säte,“ schilderte ein Zeuge nachmals diesen Blick. Dann sei er auf einmal verschwunden aus der Menge der Kirchgänger; Keiner wollte wissen, wie das geschehen. —

Traugott Böttner schritt auf seinen ehemaligen Hof zu. Heute war das Haus menschenleer; des Feiertags wegen arbeiteten die Handwerker nicht.

Er ging in die Kammer, legte die Feiertagskleidung ab und zog die Werktagskleider wieder an. Dann legte er die guten Sachen sorgfältig zusammengefalet auf einen Stuhl, das Gesangbuch zu oberst auf das Bündel.

Nachdem er das besorgt, begab er sich in den Stall. Er steckte den Kühen Futter auf, reichlich, für zwei Mahlzeiten. Den Schweinen schüttete er Trebern vor und goß einen Rest von Milch darüber, zu einer rechten Feiertagsmahlzeit. Darauf sah er sich noch einmal um, wie um sich zu überzeugen, daß Alles beschiedt und in Ordnung sei. Dann machte er die Thür hinter sich zu und schritt zum Hofe hinaus, auf dem Wege hin, der nach dem Walde führt.

Nach einer Weile machte er Halt, wandte sich um. Hatte er etwas vergessen? — Er wollte nur das Dach noch einmal sehen, unter dem er Zeit seines Lebens gehaust hatte. Dort ragte der freundliche Giebel über die Scheune hinweg.

Der alte Mann hielt die Hand über die Augen, um sie vor den blendenden Strahlen der Frühjahrs-sonne zu schützen. Er stand da eine Zeit lang, betrachtete Alles noch einmal ganz genau; das würde er nicht wieder sehen! —

Dort auf den Schemenfirsten war schon wieder mal das Stroh lose geworden; es sträubte sich wie unordentliches Haar nach allen Richtungen. Daß er das garnicht bemerkt hatte bisher! — Nun, der Neue würde das schon in Ordnung bringen!

Ihn fröstelte auf einmal.

Warum stand er denn hier eigentlich? Was wollte er denn? — Ja, richtig! Nur schnell! Je eher, je besser! Wozu hier noch stehen und gaffen? Das nützte ja doch nichts! Aber das Strohdach... Er hätte garnicht gedacht, daß der Wind so stark gewesen wäre neulich! — Er war selten hier heraus gekommen in der letzten Zeit, weil ihn die Ziegelei ärgerte. Ach, diese Ziegelei! Das ganze Gut war schimpfirt. Dort blickte die Esse vor; er mochte garnicht hinblicken!

In weitem Bogen umging er das Bauwerk; bis er hinter der Ziegelei wieder auf den Hauptweg des Gutes kam.

Wie viel tausend und abertausendmal in seinem Leben war er diesen Weg hinausgeschritten! Zu allen Jahreszeiten, ledig und mit Bürde, allein, oder in Gesellschaft der Frau, der Kinder, mit den Gespannen. Vom Böttner'schen Hofe kam der Weg, führte durch Böttner'sche Felder und Wiesen, lief in den Böttner'schen Wald aus. Eine halbe Stunde und mehr konnte der Bauer geradeaus schreiten, ohne von seinem Grund und Boden herunter zu kommen.

Hier war er umgeben von den Zeugen seines Lebens und Wirkens. Jener Kobige Steinblock erinnerte ihn an die tagelange schwere Arbeit, mittelst der er ihn aus dem Aker gehoben. An dieser Ecke war er in früher Jugend bewahrt worden vor Unfall, wie durch ein Wunder: die Pferde waren schon geworden, hatten den Knaben geschleift, als der Vater desselben Weges kam, sich den Thieren entgegenwarf und so des Kindes Leben rettete. Dort jenen wilden Rosenstrauch hatte er stehen lassen, während rings alles Gebüsch gerodet wurde, der Dagebotten wegen, aus denen die Bäuerin ein schmachhaftes Nus zu bereiten verstand. — Hier hatte jeder Fußbreit Landes Bedeutung für ihn, jedes Hälmchen erzählte ihm eine Geschichte.

Jetzt verließ er den Hauptweg, schlug einen schmalen Gang zwischen zwei Feldern ein. Dabei stieß er auf einen frisch gesetzten Grenzstein. Das war die neue Eintheilung! — Alles hatten sie ihm durcheinander geworfen: die Grenzen, die Schläge, die Fruchtfolge.

Da war ein Stück mit grüner Saat. Hafer konnte das nicht sein. Ja, zum Teufel, was war denn das? — Der Bauer blieb stehen, blickte sich, betrachtete sich die Hälmchen genau. Das war ja Gerste! — War der Mann verrückt, hier Gerste zu bauen, auf diesem nassen Zipfel! Der würde sich mal wundern im Herbst, was er hiervon ernten mochte! Er mußte doch seinen Aker kennen. Hier gerade war undurchlässiger Thonboden, und immer Nässe. Da wollte solch ein Esel Gerste bauen! — Der Alte lachte grimmig in sich hinein.

Aber er hatte ja noch was vor heute. Wichtig! — Ein kleiner Schauer lief ihm den Rücken hinab. Nur die Furcht nicht Herr werden lassen! Die Sache war schnell vorüber, wenn man's richtig anfing. Er überzeugte sich durch einen Griff in die Brusttasche, daß das, was er brauchte, auch da sei.

Was sie wohl sagen würden, wenn sie ihn erst gefunden haben würden! — Was seine Peiniger da sagen würden! — Kaskelernst, der Hund! Dort lag sein Feld. Sein Korn schien gut zu stehen heuer. Wie er ihm im vorigen Jahre die Saat umgestürzt hatte, das war doch mal ein gelungener Streich gewesen! — Der Schimmer eines Lächelns flog über die verbissenen Züge des alten Mannes.

Jetzt mußte er Halt machen; er war zu schnell gegangen. Nur Ruhe! Er kam noch zeitig genug! Er warf einen Blick auf das Dorf, das man von hier aus in seiner ganzen Länge übersehen konnte bis zur Kirche hinab. Eben begannen sie dort zu läuten; es war wohl zum zweiten Gottesdienste. Böttner nahm unwillkürlich die Mütze vom Kopfe, faltete die Hände, betete ein Vaterunser. Dann senkte er tief und wandte sich wieder zum Gehen.

Ob sie ihm wohl ein christliches Begräbniß gestalten würden?

Daß er als Christ gestorben und nicht wie ein Heidenmensch, das mußten sie doch einsehen! Die ganze Gemeinde und der Pastor hatten ihn ja in der Kirche und am Altar gesehen. Das mußte doch gelten.

Es war ja am Ende nicht recht in den Augen der Menschen, was er that, und eine Sünde vor Gott dem Herrn war es auch. Aber konnte er denn anders? Tausendmal hatte er's erwogen. Wie viel schlaflose Nächte waren darüber hingegangen seit jener, wo ihm der Gedanke zum ersten Male gekommen! Es war damals gewesen, als seine Frau unbeerbt im Hause lag. Er selbst hatte die Todte gewaschen und angekleidet. Still hatte sie dagelegen und zufrieden, in Leichenhende. Da war ihm beim Anblicke des friedlichen Angesichts seiner Lebensgefährtin zum ersten Male der Gedanke gekommen, wie viel besser es doch die Todten hätten, als die

Lebenden. Garnicht schrecklich war der Tod; er hatte etwas so Natürliches und Gutes. Seitdem ließ ihn die geheime Sehnsucht nach der Ruhe nicht wieder los.

Anfangs hatte ihm oft gegrast bei dem Gedanken, wie doch ein solches Ende wider Natur und Sitte sei. Er scheute vor der Ausführung zurück. Allmählig aber hatte er sich an die Vorstellung des Grauenhaften so gewöhnt, daß seine Pulse kaum schneller gingen, so oft er daran dachte.

Es gab ja keinen anderen Weg! Sie hatten ihm Alles zerstört, was den Menschen an's Leben fesselt. Wichtig hinausgedrängt war er worden aus seinem Hause, aus seinem Besitz, aus allen seinen Rechten. Den Boden hatten sie ihm unter den Füßen weggerissen. Wenn sie's gekonnt hätten, sie hätten ihm gewiß auch Licht und Luft genommen.

Ein Bettler war er. Aber in's Armenhaus sollten sie ihn doch nicht bekommen. Die Freude wollte er ihnen nicht machen, den ehemaligen Böttnerbauer im Armenhause zu sehen. Nun würde er's ihnen gerade mal zeigen, daß er seinen Kopf für sich hatte. Mit guten Lehren und Rathschlägen waren sie immer schnell bei der Hand gewesen, aber ihn zu retten, hatte Keiner den Finger gerührt. Er verachtete sie Alle, die ganze Sippe! Daß er nun endlich keine Gesichter mehr zu sehen brauchte, war ihm ein langersehntes Glück. Sie liebten Einen ja doch nicht in Frieden, wie tief man sich auch verkroch, sie kamen Einem nach, überall hin, die geschwägige neugierige Art. Man mußte schon ganz aus der Welt gehen, um Ruhe zu haben. Und nach seinem Tode würden sie wahrscheinlich erst recht klug reden. Das hätte er nicht thun sollen, würden sie sagen. Ein großes Gezeiter würden sie anheben. Er kannte sie ja, wie sie waren, kaltherzig und gleichgültig, so lange Einer zappelt, und dann, wenn ihm der Athem ausgegangen, wenn er verrückt war, dann kamen sie herbeigelaufen, umstanden das Opfer mit Thränen und Seufzern und Redensarten.

Aber das sollte ihn nicht bekümmern, das hörte er ja Alles nicht mehr! — Er that, was er für recht hielt. Hier durfte ihm Keiner mehr was 'rein reden. Mit sich selber konnte man anfangen, was man wollte. Wer Einem nichts gab, hatte Einem auch nichts zu befehlen! —

Jetzt war er seinem Ziele schon ganz nahe. Dort am äußersten Feldraude stand der Baum; ein wilder Kirschbaum, schlank gewachsen. Ein Haufen Steine, aus dem Felde zusammen gelesen, lag darunter. Die Krone stand in voller Blüthenpracht, leuchtete weithin, wie eine weiße Haube. Dahinter lag das Büschelgewende.

Der Alte machte Halt. Was war denn hier vorgegangen? Erdhäufchen an Erdhäufchen, in langen schnurgerade ausgerichteten Reihen! Und die grünen Quirle, die aus den Haufen hervorlugten: junge Fichtenpflanzen!

Hatten sie ihm das Büschelgewende also doch zugepflanzt! — Wie viele Tage und Stunden mühevoller Arbeit, mit Pflug und Egge, steckten in dem Boden! Und diese Arbeit war für nichts und wieder nichts gewesen. Was er im Laufe eines Lebens der Wildniß entriß, hatte die gräßliche Forstverwaltung in wenigen Tagen zupflanzen lassen.

Also auch dieses Zeugniß seines Schaffens war vernichtet; so hatten sie ihm denn alle Maschen seines Lebenswertes aufgelöst.

Er stand und starrte die grünen Spitzen der Fichtenpflänzchen an. Eine dumpfe Wuth stieg in ihm auf.

Da fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, wie sinnlos sein Aerger sei; er brauchte sich ja nicht mehr zu ärgern. Nichts auf der Welt ging ihn mehr was an, wie er Keinen mehr was anging.

Noch einmal empfand er die ganze Wonne des wirklich Einsamen, den Stolz, die Verachtung des Bedürfnislosen, der im Begriffe ist, das letzte abgetragene Gewand von sich zu werfen.

Er war mit hastigen Schritten an sein Ziel gelangt. Hier stand der Kirschbaum mit dunklem, glänzendem, wie polirtem Schafte, bis in's kleinste Aestchen von zierlichen Blüthenkelchen bedeckt. Die ersten Bienen schwärzten bereits in der Krone.

Traugott Büttner achtete nicht auf das Summen und den Duft. Er maß den Baum mit prüfendem Blicke. Hier der unterste Ast war stark genug. Wenn er auf den Steinhäufen stieg, konnte er ihn erreichen. Eine Schlinge — dann die Füße losgelassen und dann . . .

Wieder lief ihm ein Frösteln durch alle Glieder. Ein Druck am Halse, als würde er ihm zugeschnürt, ein wirgendes Gefühl im Unterleibe; die Beine drohten ihm den Dienst zu versagen.

Er mußte sich, von Schwäche übermannt, an den Stamm lehnen. Vor den Augen flimmerte es ihm. Er stand da mit offenem Munde, stieren Blickes. Es war zu fürchterlich, was er thun wollte: Hand an sich selbst legen! Fürchterlich! — Wenn ihm das Feuer in der Jugend gesagt hätte, daß er so enden werde!

Er betete ein Vaterunser, das erleichterte ihn. Dann richtete er sich auf; der Furchtanzfall war vorüber.

Er wollte sterben; tausendmal hatte er sich's überlegt. Es war nicht das erste Mal, daß er mit dem Strick in der Tasche hier draußen stand. Bisher hatte ihn immer noch der Gedanke an seine Kinder abgehalten, das Letzte zu thun. Sie sollten ihn nicht so hängen sehen. —

Nun waren sie fort. Was die Anderen sagen würden, die Fremden, war ihm gleichgültig.

Heute wollte er's mal zu Ende führen. Er war ja gut zum Sterben vorbereitet: war zur Beichte gewesen, hatte das heilige Abendmahl genossen; Gott mußte ihm seine Sünde vergeben. —

Jetzt stand er auf dem Steinhäufen, der Strick saß fest am Aste, er brauchte nur den Kopf durch die Schlinge zu stecken. —

Noch einmal hielt er inne. Sein Blick flog über die Felder und Wiesen zu seinen Füßen. Das war sein Land, er starb auf seinem Grund und Boden. Sein Auge suchte das Vaterhaus; da unten lag es, winkte zu ihm herüber aus blühenden Baumkronen.

Fast unbewußt streifte er die Schlinge über den Kopf. Wenn er sich nun mit den Füßen abstieß, war's geschehen.

Noch ein Vaterunser!

Der Strick würgte ihn schon am Halse. Er fühlte die Steine unter sich rollen. Unwillkürlich suchte er eine Stütze mit den Füßen. Umsonst! Er hatte den Grund verloren, sein Körper wurde lang.

Was war denn das an seinem Halse? Ein Band mit eisernen Stacheln! — Sie rissen ihm den Körper in Stücke! Hing er denn? Er sah ja noch Alles, ganz deutlich: dort die beiden Leute, zehn Schritte von ihm. —

So helft mir doch! Schneidet mich ab! Seht Ihr's denn nicht! —

Nichts! Sie rühren sich nicht.

Der Wind spielt mit ihren Haaren, sie haben große, stille Augen. Der Eine ist sein Vater, er erkennt ihn ganz genau, der Vater mit dem langen, gelben Haar, bartlos. Und das kleine gebückte Männchen daneben ist der Großvater. Ein uralter Mann mit schiefer Nase und rothumranderten Augen. So stehen sie da und sehen ihm ernst und schweigend zu.

Er will mit ihnen reden. Wenn nur das Band am Halse nicht wäre. — Hilfe! Helft mir! —

Jetzt kommt der Vater heran. Vater! — So, jetzt wird's leichter. — Was sind das für große, schwarze Vögel? . . .

Der Wind schaukelt den Körper hin und her. Die Bienen im Kirschbaum lassen sich deshalb in ihrem Geschäfte nicht stören. Der Kopf mit dem grauen Haar hängt tief auf die Brust herab. Die weit aus ihren Höhlen hervorquellenden Augen starren die Scholle an; die Scholle, der sein Leben gegolten, der er Leib und Seele verschrieben hatte. —

Ende.

## Wie die Drehung und Bewegung der Erde erkannt wurde.

Von Karl Wernher.

Jedes Kind weiß heutzutage, daß die Erde sich in 24 Stunden einmal um ihre Ase dreht, und daß sie im Laufe eines Jahres einen Umlauf um die Sonne vollendet. Es ist dies eine Erkenntniß, die seit den Zeiten des Copernicus (1473—1543) vollständig in das allgemeine Bewußtsein übergegangen, zu einem Bestandtheil der allgemeinen Volksbildung geworden ist. Der Augenschein widerspricht einer Bewegung der Erde zwar durchaus; die Erde scheint das absolut Feste und im Raume Ruhende zu sein, der unverrückbare Punkt, um den das ganze Weltall kreist. Da jedoch in der Schule gelehrt wird, daß die Erde sich bewegt, so wird dies allgemein angenommen, zumal ja Alles, was die Astronomen voraus verkünden, mit einer sehr großen Genauigkeit bis auf Bruchtheile einer Sekunde eintrifft. Dieser letztere Umstand ist es hauptsächlich, der den astronomischen Lehren so großes Vertrauen verschafft hat; denn der Erfolg zieht die Menge stets hinter sich her. Von den eigentlichen Gründen aber, die zu der Annahme der Erdbewegung geführt und die Annahme schließlich zur Gewißheit erhoben haben, wissen die Wenigsten etwas.

Uebrigens ist die Lehre von der Drehung und Bewegung der Erde keineswegs so jungen Datums, als die Meisten wohl meinen; schon anderthalb Jahrtausend vor Copernicus wurden ähnliche Gedanken ausgesprochen und fanden mehrere Jahrhunderte hindurch wissenschaftliche Anhänger und Vertreter. Daß die Erde eine kugelförmige Gestalt besitzt, war den Menschen bekannt, seit sie überhaupt ihren Blick zum Himmel richteten. Den Seefahrern mußte die Krümmung der Erdoberfläche in allen Richtungen auffallen, da sie stets von einem herannahenden Schiff zuerst die Mastspitzen, zuletzt den Rumpf erblickten, und da von einem sich entfernenden Schiff zuerst der Rumpf den Blicken entwand. Klarer noch trat die Krümmung in der Nord-Süd-Richtung zu Tage, weil man bemerkte, daß beim Steuern nach Norden sich die Sterne am nördlichen Himmel mehr und mehr über den Horizont erhoben, die Sonne dagegen und die im Süden stehenden Sterne mehr und mehr herabsanken. Ebenso mußte man die Krümmung in der West-Ost-Richtung bemerken; denn daß die östlich gelegenen Orte die Sonne früher erblickten, daß es dort früher Mittag und dann auch früher Abend wurde als an westlicher gelegenen Orten, mußte ebenfalls schon frühzeitig bemerkt werden. Zwar hatte man keine sehr sicheren Uhren; aber es gab doch Ereignisse, die zu einer bestimmten Zeit eintreten und an verschiedenen Orten zu offenbar verschiedenen Zeiten wahrgenommen wurden. Vor Allem sind dies die Verfinsterungen des Mondes, welche entstehen, wenn der Schatten, den die Erde wirft, über die glänzende Mondscheibe hinwegzieht. Ein solches Ereigniß tritt nicht etwa, wie eine Sonnenfinsterniß, für verschiedene Orte zu verschiedenen Zeiten ein, sondern für alle zu derselben Zeit. Bei einer Sonnenfinsterniß zieht der Schatten des Mondes über gewisse Theile der Erde hin, deren Bewohner daher die Sonne nacheinander verfinstert erblicken; bei einer Mondfinsterniß dagegen geht der Mond durch den Schatten der Erde hindurch und muß daher überall da, wo er sichtbar ist, gleichzeitig verfinstert erscheinen. Wenn trotzdem die Verfinsterung der Mondscheibe an einigen Orten in den frühen Nachtstunden, an weiter westlich gelegenen erst nach Mitternacht beobachtet wurde, so ergab sich hieraus ein deutlicher Zeitunterschied für die in der Richtung West-Ost gelegenen Orte, der nur durch eine Krümmung der Erdoberfläche zu erklären war. Daß die Krümmung die einer Kugel ist, ergab sich aus der kreisförmigen Form des Schattens, den die Erde bei den Verfinsterungen des Mondes zeigte; denn nur eine Kugel wirft allezeit einen kreisförmigen Schatten, von welcher Seite sie auch beleuchtet werden mag.

So ist es denn nicht zu verwundern, daß schon in den ältesten Zeiten die Kugelgestalt der Erde

bekannt war, und daß wir aus verhältnißmäßig früher Zeit von Bemühungen hören, die Dimensionen der Erdkugel zu bestimmen. Schon um 280 vor Christi Geburt nahm der berühmte Geograph und Naturforscher Eratosthenes in Alexandria eine Gradmessung vor, aus der er für den Umfang der Erde einen ziemlich zutreffenden Werth ableitete.

Stand die Kugelgestalt der Erde einmal fest — und sie ist in dem ganzen Alterthum nie ernsthaft in Zweifel gezogen worden —, so sollte man es eigentlich für einen sehr naheliegenden Gedanken halten, die scheinbare Umdrehung des ganzen Himmels gewölbes durch eine tägliche Drehung der doch verhältnißmäßig kleinen Erdkugel zu erklären. Was für ungeheueren Geschwindigkeiten müßten die Sonne und die Planeten, sowie vor Allem die Fixsterne haben, wenn sie sich bei ihren ungemessenen Entfernungen in 24 Stunden um die Erde herumdrehen sollten! Doch ist dem gegenüber festzuhalten, daß die Alten die Sterne an durchsichtigen Sphären (Kugeln) befestigt glaubten, wobei sie für sämtliche Fixsterne eine einzige Sphäre annahmen, und daß sie die Lehre von der Umdrehung dieser Sphären schon einige Jahrhunderte früher ausgebildet, ehe sie im Stande waren, irgend welche Entfernungen im Weltraum zu bestimmen. Daher ist es nicht unmittelbare astronomische Beobachtung gewesen, vielmehr philosophische Gedankenbildung und Ueberlegung war es, die zuerst zu der Annahme einer Bewegung der Erde führten. In der von Pythagoras (um 580 v. Chr.) gegründeten Gemeinschaft, die wissenschaftliche Forschung mit politischer und ethischer Reformthätigkeit verband, wurde zuerst die Bewegung der Erde gelehrt. In der Pythagoräischen Schule, wie diese Gemeinschaft genannt wurde, trieb man vor Allem Mathematik und Musik, und bahnbrechende mathematische Entdeckungen sind hier gemacht worden. Dieselben wurden mit mystischen Gedanken über die Zahlen, welche von den Pythagoräern mit dem Wesen und dem Ursprung der Dinge in Verbindung gesetzt wurden, verknüpft. Die Anzahl der allgemein bekannten Weltkörper war acht, nämlich Erde, Sonne, Mond, nebst den fünf Planeten Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn; zu diesen wurde ein heiliges Feuer als neuntes erfunden, das gleichzeitig in den Mittelpunkt der Welt gesetzt wurde. Das Feuer galt als das Symbol des Reinen und Wahren und Vollkommenen gegenüber dem Unvollkommenen und Irdischen; daher schien es undenkbar, daß die unvollkommene Erde der unverrückbare Mittelpunkt des kreisenden All sein sollte, und so wurde vielmehr das himmlische Feuer in's Zentrum gerückt. Man sieht, daß es nicht astronomische Beobachtungen waren, die zur Annahme der Erdbewegung führten, sondern lediglich der philosophischen Ueberlegung entsprungene Gründe, die daher kein großes Gewicht beanspruchen konnten. Aus denselben Ursachen wurde auch die Zahl der Weltkörper um einen vermehrt; mit dem Zentralfener war sie auf neun gestiegen; zehn aber galt als die heilige Zahl, die durch die Summirung von  $1+2+3+4$  zu Stande kommt. Daher erfannen die Pythagoräer als zehnten Körper die Gegenerde, die wir nie erblicken könnten, weil sie an der von uns abgekehrten Seite des Zentralfeners stehe, um das sie sich in gleicher Weise wie die Erde bewege. Dann erst folgen in größeren Abständen Mond, Sonne und die anderen Planeten. Während nun die Fixsternsphäre nur einen Umschwung in 24 Stunden vollführt, nehmen die anderen Sphären zwar an diesem Umschwunge Theil, haben aber außerdem noch eine zweite langsamere Bewegung um das heilige Feuer, deren Perioden in bestimmten Verhältnissen zu ihren Entfernungen stehen. Bei dieser Bewegung erklingen sie in einer überaus wohlklingenden und zarten Musik, die wir freilich mit unseren groben Sinnen nicht wahrnehmen können; dagegen gewährt die Sphärenmusik den vollkommenen Geistern in ihrer reinen Harmonie die bedeutendste und schönste Freude.

Man sieht, daß diese Gedanken von nüchternen, wissenschaftlicher Beobachtung sich ziemlich weit entfernen; daher konnten sie auch keinen übermäßigen Einfluß auf die Verbreitung thatsächlichen Wissens gewinnen, ganz abgesehen davon, daß die Pythagoräer ihr Wissen zum großen Theil als Geheimniß ihrer

Gemeinschaft behandelten. Die Erkenntnis der Thatsachen wurde auf diesem Wege insofern gefördert, als die verdienstvollen mathematischen Arbeiten der Pythagoräer bewirkten, daß von wissenschaftlichen Forschern auch ihren philosophischen Ueberlegungen großes Gewicht beigelegt und die Lehre von einer

Gegenerde, zu einer Erdkugel vereinigt, um das Feuer in ihrem Inneren, so liegt es sehr nahe, diese Bewegung in 24 Stunden erfolgen zu lassen, wodurch denn der Umschwung des Himmelsgewölbes, der Umschwung der Fixsternsphäre erspart und als ein nur scheinbarer erkannt wird. Die tägliche

in Athen lebte und lehrte. Diejenigen seiner Schriften, die uns erhalten sind und von denen wir wissen, zeigen ihn als einen scharfsinnigen Beobachter, der u. A. zum ersten Male eine Methode angab, die Entfernung der Sonne von der Erde und dem Monde zu bestimmen. Wie er die beiden Sätze,



Erntezeit. Nach dem Gemälde von Paul Söborg.

Bewegung der Erde nicht von vornherein für unsinnig erklärt wurde. Um die Bewegungen der Himmelskörper, die doch scheinbar um die Erde erfolgen, mit den Grundlagen des geschilderten Weltsystems in Einklang zu bringen, verschmolzen die späteren Pythagoräer, im vierten und dritten Jahrhundert vor Christi Geburt, die Erde und Gegenerde zu einem Körper, so daß sie als die beiden Hälften der Erdkugel erschienen, und in ihrem Inneren mußte sich nun das heilige Feuer, das unverrückbare Zentrum der Welt befinden. Bewegen sich aber Erde und

Drehung der Erde war somit eine Lehrmeinung der Schule geworden; allerdings war sie nicht mit zwingender Notwendigkeit aus den Erscheinungen erschlossen, sondern durch ein Zusammenwirken von Beobachtung und Spekulation, d. i. philosophischer Ueberlegung.

Der Erste, der den kühnen Schritt that und zu dieser täglichen Drehung der Erde auch ihre jährliche Bewegung um die Sonne annahm, war ein jüngerer Zeitgenosse des oben genannten Eratosthenes, der auf Samos geborene Aristarch, der um 250 v. Chr.

die uns von ihm berichtet werden, daß die Erde sich an jedem Tage um ihre Ase drehe und im Laufe eines Jahres um die Sonne herumgehe, näher begründet und ausgeführt hat, ist uns leider nicht überliefert. Den ersten Satz hat er wohl von den Pythagoräern sammt ihrer Begründung angenommen; dann erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß Aristarch und vielleicht auch andere Pythagoräer das im Inneren der Erde glühende Feuer für die Erhaltung der Welt nicht so wesentlich finden konnten, als die lebenspendende Sonne. Von ihr erhalten wir ja

Licht und Wärme, durch welche sie der Urquell alles Lebens auf Erden ist; deswegen wurde sie ja schon im Alterthum als segensbringende Gottheit verehrt, und auch von Copernicus wird sie noch anderthalb Jahrtausende später als die erhabene Weltleuchte gepriesen. Da liegt die Vermuthung sehr nahe, daß auch Aristarch die Sonne für das heilige Zentralfeuer erklärte und so in unmittelbarem Verfolg der Gedanken, die von den Pythagoräern gelehrt wurden, zu der jährlichen Bewegung der Erde kam. Bei den astronomischen Kenntnissen und dem Scharfsinn des Aristarch läßt sich wohl annehmen, daß er auch die Bewegungen der Planeten zur Begründung seiner neuen Lehre herangezogen hat; aber seine hauptsächlichsten Beweisgründe mag er wohl aus der Philosophie hergeholt haben. Wenigstens ist uns nicht bekannt geworden, daß er ein umfassendes System aller Bewegungsercheinungen am Himmel auf Grund der im Weltall ruhenden Sonne aufgestellt und auf die dadurch ermöglichte einfache Darstellung der scheinbar so komplizierten Bewegungen am Himmel nachdrücklich hingewiesen hat. Gelegentlich wird das Letztere immerhin geschehen sein; denn während der folgenden vier Jahrhunderte erhielt sich Aristarchs Lehre unter den Astronomen und nöthigte dieselben, sich auf die eine oder andere Weise mit ihr auseinanderzusetzen. Es ist ja auch klar, daß sie den Astronomen wegen ihrer Einfachheit außerordentlich zusagen mußte, und schließlich waren es dann auch physikalische, nicht astronomische Gründe, die zu ihrer Beseitigung führten.

Gerade die bedeutendsten astronomischen Forscher

des griechischen Alterthums, welche auf Aristarch folgten, hielten es weit weniger für ihre Aufgabe, schon umfassende Weltssysteme aufzustellen, in echt wissenschaftlicher Weise suchten sie zunächst die Erscheinungen selbst festzustellen und zur Darstellung zu bringen, ohne sich in geklügelte philosophische Erklärungen einzulassen, und gerade diese Seite der Aristarchischen Lehre hat es wohl verschuldet, daß ihr Einfluß immer verhältnißmäßig gering blieb.

Von dem hervorragenden Astronomen, den das Alterthum hervorgebracht hat, von Hipparch, der um 150 v. Chr. in Alexandria lehrte, wurde die Bewegung der Erde unbeachtet gelassen. Er entdeckte die wunderbare Thatsache, daß die Weltaxe selbst nicht absolut feststehe im Raume, daß der für unverrückbar gehaltene Himmelspol vielmehr einen nicht unbeträchtlichen Kreis, wenn auch in sehr langsamer Bewegung, am Himmel beschreibe, daß aber auch die Weltaxe, die von dem Mittelpunkt der Erde zum Himmelspol führt, in dauernder langsamer Drehung begriffen ist. Er suchte ferner zur Darstellung zu bringen, daß das Sommerhalbjahr länger ist, als das Winterhalbjahr; denn die Zeit vom 21. März bis 22. September, von der Frühlings- bis zur Herbsttagundnachtgleiche beträgt 185 Tage und übertrifft somit die vom 22. September bis 21. März um fünf Tage. Da die himmlischen Bewegungen gegenüber den irdischen als die reinen und vollkommenen gelten, so war es bei den Alten ausgemacht, daß sie sämmtlich in Kreisen erfolgen, die stets mit gleichförmiger Geschwindigkeit durchlaufen werden. War dies der Fall, so hätte

Sommer- und Winterhalbjahr nicht ungleich sein können. Um die Thatsache dieser Ungleichheit darstellen zu können, nahm Hipparch an, daß die Erde nicht genau im Mittelpunkt der Kreisbahn liege, welche die Sonne am Himmel beschreibt. Durch eine exzentrische (außerhalb des Zentrums) Stellung der Erde konnte recht gut erklärt werden, wie es komme, daß die Sonne bei gleichmäßiger Geschwindigkeit scheinbar doch zu verschiedenen Zeiten des Jahres einen verschieden großen Bogen durchlaufe, und somit die beiden Jahreshälften eine ungleiche Dauer hätten. Am schwierigsten schien eine Darstellung der Planetenbewegungen mit der Annahme verträglich, daß sie in Kreisen mit gleichmäßiger Geschwindigkeit laufen. Während nämlich die Sonne, der Mond, und im wesentlichen auch die Planeten in der Richtung von Westen nach Osten am Himmel fortschreiten, bewegen sich die Planeten zu gewissen Zeiten und an bestimmten Stellen ihrer Bahn eine Strecke weit in der umgekehrten Richtung von Osten nach Westen. Zeichnet man ihre Bahnen am Himmel auf, so erkennt man, daß die Gleichförmigkeit des Kreises durch eigenthümliche Schleifen unterbrochen ist. Hipparch erkannte, daß diese Schleifen sich vollständig erklären lassen, wenn man annehme, der Planet gehe in einem Kreise alljährlich um einen Punkt herum, der seinerseits erst eine Kreisbahn um die Erde beschreibe. Es wurde aber ein fingirter oder erdichteter Planet angenommen, der die Erde umkreise, und um diesen sollte in einem zweiten Kreise, dem sogenannten Epicycle, der wirkliche Planet alljährlich sich bewegen. (Schluß folgt.)

## Herzkirsche.

Von André Theuriot.

I.  
Es war zur Zeit, als man das „Zentral-Arbeitshaus“ errichtete. Da die Gefängnisverwaltung beschlossen hatte, das Personal des Gefängnisses von G. zu verringern und die dort eingeschlossenen Frauen in eine andere Anstalt zu überführen, hatte ein Generalinspektor erklärt, die Gebäude der alten Abtei Auberville würden sich vorzüglich für die Pläne des Ministers eignen. Infolgedessen hatte der Staat das alte Zisterzienserkloster erworben, und man war dabei, es für seine neue Bestimmung herzurichten, zur großen Verzweiflung der Einwohner des Fleckens, denen es wenig genehm war, ein Arbeits- und Korrekthaus in ihrer Nachbarschaft zu haben. Der Direktor von G., der vor Ungebuld brannte, seine Gefangenen loszuwerden, drängte zur Beschleunigung der Arbeiten, und da seine Anstalt von Auberville nur acht Meilen entfernt war, so brachte er die Hälfte seiner Zeit auf der Arbeitsstelle des begonnenen Umbaus zu, untersuchte die dicken Mauern, trieb den Baumeister an, ärgerte die Unternehmer und quälte die Arbeiter.

Der Direktor war ein kräftiger, untersehter Mann. Sein Gesicht war hochroth, von den Blättern entstellt und von einem Büschel krauser, grauer Haare gekrönt. Graue, forschende Augen glänzten darin so kalt wie Stahl. Sie konnten einen eigenthümlich energischen Ausdruck annehmen. Bis die Gebäude so weit fertig waren, um die Frauen aufzunehmen, sollten etwa fünfzig jugendliche Gefangene hierher überführt werden, um bei den Umgrabungsarbeiten zu helfen. Er erwartete sie noch an demselben Abend.

Während er auf der Landstraße, die das Thal der Aube beherrscht, spazieren ging, erklärte er die Vortheile dieser Maßregel Herrn Ivert, dem Oberaufseher der Wälder, mit dem er in dem einzigen Wirthshause von Auberville seine Mahlzeiten einnahm.

„Sie werden gleich kommen,“ sagte er, „in einer Viertelstunde werden sie da sein. Sie kommen unter der Eskorte ihrer Wärter von G. zu Fuß, auch Sie sollen einmal sehen, wie die Burschen zu Werke gehen werden. Sie sind reizend und . . . glücklich!“

Ein Lächeln öffnete zur Hälfte seine Lippen, während er die Disteln am Begrabende mit seinem Stock abschlug.

Kurze Zeit darauf erhob sich in der Richtung des Dorfes Bay im Scheine der untergehenden

Sonne eine Staubwolke. Der Direktor hielt die breite Hand vor die Augen, spreizte die eckigen, knochigen Finger und rief in triumphirendem Tone: „Da sind sie!“

Er täuschte sich nicht. Man bemerkte sie bald, wie sie aus einer Staubwolke auftauchten. Sie gingen zu vier und vier, die älteren an der Spitze, die jüngsten als Nachtrab, und die Wärter daneben. Zwischen dem grünen Gestripp des Weges hob sich der Zug in den schrägen Strahlen der Sonne recht deutlich ab. Langsam näherte er sich den Mauern der alten Abtei. Als sie in Hörweite waren, stimmten sie auf ein Zeichen des Oberaufsehers ein Lied an. Darin war von den Freuden der Arbeit und den Schönheiten der Natur die Rede. In ihre uniformartigen Mittel eingeschmirt, die Mühe bis über die Ohren des abgeschorenen Kopfes gezogen, hoben sie taktmäßig ihre staubigen Füße und zogen militärisch an dem Direktor und seinem Begleiter vorüber. Alle hielten ehrfurchtsvoll die Augen gesenkt und plärrten wie Automaten ihr Lied:

Die Sonne leuchtet, das Gras, es blüht;  
Nur weiter, Ihr Freunde, nur weiter zieht!  
Zur Arbeit, schnell in's Feld!  
Das Leben denen gar wohl gefällt,  
Die beten und fleißig sich mühen;  
Drum laßt zur Arbeit uns zieh'n!

Auf den ersten Blick schienen alle die jugendlichen Gesichter denselben Typus aufzuweisen; alle hatten sie die tüchtig-demüthigen Blicke geschlagener Hunde, das gelbe, aufgeschwemmte Gesicht, die mechanischen Bewegungen, die einstudirte Fröhlichkeit.

„Nicht wahr, sie sind nett?“ rief der Direktor und schlug mit seinem Stock auf den Erdboden. „Acht Meilen haben sie in den Weinen. . . Hehe! Aber man merk's nicht! Sie sind munter und frisch wie Rosen und lustig wie die Stieglitze!“

Frisch, das konnte sein, obwohl Einige schon sehr schwerfällig marschirten. Was aber ihre Fröhlichkeit betraf, so wußte der Waldinspektor Ivert bald, was er davon zu halten hatte. Während der Direktor mit dem Oberaufseher sprach, blieb einer der jungen Gefangenen zurück und blieb stehen, als wolle er den Waldinspektor betrachten. Sein mit Sommersprossen übersätes Gesicht drückte eine Art fröhlicher Verwirrung aus, und in seinen blauen Augen leuchtete es einen Augenblick auf.

„Nr. 24!“ rief der Oberaufseher mit rauher

Stimme, „was bleiben Sie denn da wie'n Klotz stehen? Na, vorwärts, in Reich' und Glied, aber fir!“

Die Züge des jungen Burschen verfinsterten sich, und Ivert war von dem wilden und heuchlerisch unterwürfigen Ausdruck überrascht und entsetzt, den dieses schwächliche Jünglingsantlitz plötzlich wieder annahm.

Singend trat die Kolonne in den Hof der Abtei, und die eisernen Gitter des großen Thores schlossen sich hinter den jungen Gefangenen; doch die Erinnerung an die bleisarbene und bewegliche Maske, die er einen Augenblick während des Vorüberzuges gesehen, blieb im Gehirn des Waldinspektors haften.

Als er Abends in sein Zimmer trat, mußte er unwillkürlich wieder daran denken. Irgendwo glaubte er einen Kopf gesehen zu haben, der mit dem von Nr. 24 gewisse Aehnlichkeiten zeigte; doch war die Sache so unklar, lag so weit zurück, daß er diesem Gesicht keinen Namen zu geben vermochte. Die Geschichte hatte auch wenig Bedeutung, und bald vergaß er sie wieder.

Als er einige Tage darauf allein speiste, sagte seine geschwägige Wirthin zu ihm, während sie das Essen auftrug:

„Uebrigens, Herr Ivert, Sie haben ja wohl die Kinder gesehen, die im Gefängniß arbeiten?“

„Ja. Was weiter?“

„Na, es ist Einer dabei aus Ihrer Gegend, der Sie im Vorübergehen erkannt hat.“

Ivert erinnerte sich von Neuem an die blöden, blauen Augen und das erstaunte Gesicht von Nr. 24. Gewiß, das mußte er sein. Er aber mochte noch so eifrig sein Gedächtniß befragen, er konnte über dieses Kind aus seiner Heimath, das im Korrekthause gelandet war, nichts Genaueres finden. Das Abenteuer beschäftigte ihn aber weiter und erregte in ihm den Wunsch, sich seinen jungen und frühreifen Landsmann aus der Nähe anzusehen. Die Sache war leicht zu bewerkstelligen. Die Wirthin hatte die Freundschaft des Oberaufsehers gewonnen und versprach Ivert, sie würde ihm durch dessen Vermittelung den fraglichen Gefangenen morgen zuführen.

Am Abend erschien der Direktor des Zuchthauses zum Diner. Er war von „der guten Haltung seiner Kinder“ entzückt und wurde nicht milde, sich darüber auszulassen.

„Sie sind reizend,“ wiederholte er, „und doch haben wir hier den Abschamm der Gesellschaft. Es giebt unter ihnen Mörder und Brandstifter, die sanft und gefügig wie Lämmer geworden sind. Das ist das Resultat unserer physischen und moralischen Disziplin! Aus diesen entarteten Geschöpfen machen wir nützliche Arbeiter, wie man aus schlechten Abfällen gutes, feines Tuch fabrizirt. Hier liegt die Lösung der sozialen Frage, meine Herren! . . . Und vielleicht auch die Lösung der wirtschaftlichen Frage. Meine Burschen kosten dem Staat fünfzig Centimes pro Kopf und Tag und sie wühlen die Erde auf wie Tagelöhner, für die wir drei Francs bezahlen müssen. Verminderung der Kosten bei der Handarbeit und sittliche Läuterung der Masse, das ist der wahre menschliche Fortschritt!“

Der Waldinspektor hatte bereits den Mund geöffnet, um über Nr. 24 einige Auskunft zu erbitten, aber trotz seiner menschenfreundlichen Theorien flüchte ihm der Direktor mit der zerfleischten Lippe und den harten Augen nur ein mähiges Vertrauen ein. Da er fürchtete, die Aufmerksamkeit des schrecklichen Fortschrittsapostels auf seinen geheimnißvollen Landsmann zu lenken, beschloß er lieber zu warten.

Am nächsten Tage führte die Wirthin in Yvert's Zimmer einen Burschen von etwa fünfzehn Jahren und ließ sie dann allein. Das war Nr. 24. Bläß und aufgeschwemmt stand er da, eng in seine Arbeitskleidung eingeschnürt. Die Mütze hielt er in der Hand. Sein Kopf mit den blonden, kurz geschnittenen Haaren machte den Eindruck einer Kugel. Die verschmitzten blauen Augen senkten und hoben sich abwechselnd, als wenn ihr Besitzer sein Gegenüber studiren und ausforschen wollte, ehe er sich ihm auslieferte.

„Sie erkennen mich nicht, Herr?“ fragte er endlich mit zittriger Stimme; „ich habe in der Zeit, da Sie in Billolle waren, doch mehr als einen Gang für Sie besorgt!“

Bei diesen Worten erwachten die Erinnerungen des Waldinspektors plötzlich.

„Herzkirsche!“ rief er. Jetzt fiel ihm der achtjährige Junge mit wirren, strohblonden Haaren ein, der mit einem schlechten Hemde und einer zerlumpten Hose bescheidet in den Straßen herumhummelte und seine Lumpen mit so amüsanten Drolligkeit und Sorglosigkeit drapirte. Wegen seiner drallen, rothigen Wangen, seiner kirchrothen Lippen hatten ihm die Leute den Namen „Herzkirsche“ beigelegt. Sein Vater war unbekannt, ein armes Weib hatte ihn ausgefüttert. So wurde er im Waisenhaus erzogen und übte hundert Berufe aus; der ehrenhafteste bestand darin, die Liebesbriefe auszutragen, die die jungen Leute der Stadt den Grisetten schickten. Im Sommer, in der Badezeit, gab er auf die Kleidungsstücke der Badenden Acht, saß im Schatten am Ufer des Flusses, rauchte Zigarretten und lachte laut auf, wenn ein Anfänger im Schwimmen seine Angel losließ und unfreiwillig untertauchte. Im Winter flüchtete er sich in die Bude des Kastanienhändlers, er spaltete Holz, unterhielt das Feuer im Ofen und ergatterte hier und da einige gesprungene Kastanien, die ihm erst die Finger wärmten und dann die gebieterischen Forderungen des leeren Magens befriedigten.

Alles das kam Yvert mit großer Klarheit wieder in den Sinn. Er betrachtete das aufgeschwemmte Gesicht: die rothigen Farben waren daraus verschwunden, und der Aufenthalt im Gefängnisse hatte in der Gegend der Augen und in den Mundwinkeln die Zeichen eines frühzeitigen Verfalls zurückgelassen. Er fühlte sich für dieses verlorene Leben mitverantwortlich, und von Mitleid ergriffen betrachtete er fast liebevoll den jungen Menschen, der sich verlegen hin und her wand und seine Mütze zwischen den Fingern drehte.

„Wie, Du bist's, Herzkirsche?“

„Ja, ich bin's,“ versetzte der Sträfling. Ein Lächeln flog über sein Gesicht, und seine Augen blickten freier.

„Mein armer Junge, Du hast Dich also in's Gefängniß bringen lassen?“

„Ach ja, ich bin's!“ entgegnete Herzkirsche, jetzt ohne die geringste Verlegenheit; „ich habe kein Glück

gehabt! Sie wissen doch, im Sommer paßte ich immer auf die Sachen der Leute auf, die sich in der Brüche badeten? Eines Tages, als ich gerade eine Hose ausschüttelte, fiel ein Fünffrancstück 'raus. Ich hatte nie so viel Geld gesehen, es brannte mir in den Fingern, der Kopf hat sich mir verdreht, ich hab' das Stück genommen und bin ausgerückt . . . Wahrhaftig, ich hatt's kaum in der Tasche, da wollt' ich auch schon wieder umkehren und es in die Tasche stecken. Dummer Weise war ich gesehen worden, man hat mich gepackt, und bau, in's Loch, dann vor's Gericht, wo die Richter mich verurtheilt haben, bis zu meinem einundzwanzigsten Jahre im Käfig zu bleiben . . . Das nennt man doch Pech, was, Herr?“

Er sprach das mit rauher Stimme, in einem Gemisch von Gleichgültigkeit und Frechheit. Yvert fragte ihn, wie er das vom Direktor so viel gerühmte Regiment fände. Da verlängerte sich seine Unterlippe und er schnitt eine bezeichnende Grimasse.

„Ach, das ist garnicht angenehm! Man hat uns von A . . . zu Fuß kommen lassen, mit einer Suppe im Magen, nichts weiter, und seit wir gekommen sind, arbeiten wir in der Nähe des Waldes, wo der Kirchhof des Gefängnisses angelegt werden soll. Zehn Stunden in der heißen Sonne die Erde umgraben! Dazu schlecht ernährt, zu allen Mahlzeiten Erbsen und anstatt des Nachtisches Maulschellen. Die Wärter prügeln wie die Taubstummen! Ach, Herr, wo ist die Zeit hin, da ich bei uns zu Hause am Fluß entlang hummelte und den Fischen zusah, die im Wasser vorüber schwammen! Aber der Herr Direktor läßt nicht mit sich spaßen, er will nicht, daß es heißen soll, man langweile sich in seinem Käfig. Alle frisch wie die Rosen und lustig wie die Stieglitze! Er läßt uns singen, damit die Leute glauben sollen, wir seien glücklich, wie der Dahn im Korbe. So dumm! Und dabei habe ich fünf Jahre abzumachen! . . . Aber, sehen Sie, Herr, ich habe keine Lust, meine Zeit abzubrummen.“

Sein Auge leuchtete, er blinzelte geheimnißvoll und bat seinen Landsmann zum Schluß noch um einige Sons für Tabak.

Yvert gab ihm einen Franc, ließ aber seinem Geschenk eine kleine Moralpredigt folgen. „Herzkirsche“ steckte das Geldstück in das Futter seiner Mütze, hörte den Sermon mit ironischem Lächeln an und machte unter dem Vorwande, die Stunde der Rückkehr nach der Arbeitsstelle hätte geschlagen, dem Inspektor seinen Diener.

## II.

Der neue Frauentrichhof sollte ein ganzes Brachfeld einnehmen, das sich an die Richtung des Gehölzes von Montgerand angeschlossen. Von dem Ort aus, wo die jungen Sträflinge die Gräben der Grundmauer aushoben, konnte man in das Thal der Aube hinuntersehen. Man erblickte wie im Grunde einer Höhle die kleine Kirche, die beiden Straßen des Dorfes, die sich an einen Kreis von Wäldern lehnten, die Schieferdächer der alten Abtei, die aus einem Fichtengestrüpp hervorragten, dann die silberglänzende, zwischen blumigen Wiesen dahinschlängelnde Aube, die in der Sonne glitzerte, bis in der Ferne ein neuer Horizont von Hügeln und Wäldern den Blick aufhielt. Das Licht spielte auf den blühenden Wiesen, auf dem dahinfließenden Wasser, auf dem Ginerlei der in der Ferne bläulich schimmernden Blumen. Lerchen jubilirten hoch am Himmel und Hahnengekrähe und Kindergeschrei drang vom Dorfe her. Es war ein lieblicher Anblick, dieses von der Helle des Sommertages überfluthete Thal; aber die jungen Arbeiter des Brachfeldes von Montgerand wurden dessen nicht froh.

Unter dem Argusblicke des Oberaufsehers Seurrot wühlten sie die Erde um, und man ließ ihnen nicht einmal Zeit, Athem zu schöpfen. Die Ältesten arbeiteten mit der Hade, die Kleineren mußten zu zwei und zwei den Karren schieben. Die Müden waren mit grober Leinwand bedeckt und Strohhüte saßen auf den Köpfen. Stets waren sie in Bewegung und bohrten in die graue, steinige Erde eine Fülle weißer Flecken. Wenn die Burschen sich erhoben, um sich die Stirn zu trocknen, erweckte der Anblick

des grünen Thales, weit entfernt, sie zu beruhigen oder zu erquickern, in ihren Herzen einen dumpfen Zorn. Diese Aufforderung zur Freude, die in der Luft herumflatterte, hatte für sie etwas Ironisches und Grausames. Der freie Flug der Lerchen, das Schwirren der Schwalben, die über den Fluß dahinstrichen, erinnerten sie nur um so deutlicher an die Zwangsarbeit, an die Scheltworte der Wärter, an die Kiegel des Gefängnisses und erweckte in ihnen den Wunsch, sich zu empören und die Flucht zu ergreifen.

Unter denen, die sich der Arbeit am Ungebuldigsten fügten, befand sich „Herzkirsche“.

Als er am vorigen Abend aus der Wohnung des Waldinspektors gekommen war, hatte er sich beeilt, einen Theil seines Geldes zum Ankauf eines Päckchens Zigarretten und einer Schachtel Streichhölzer zu verwenden. Seine neuen Erwerbungen hielt er in den Taschen seiner Hosen versteckt und seit dem Morgen befühlte er sie von Zeit zu Zeit mit väterlicher Sorgfalt und nahm sich vor, „sich eine in's Gesicht zu stecken“, sobald Seurrot den Rücken gekehrt haben würde.

Die Arbeit wurde von einer halbständigen Ruhepause unterbrochen. In dieser Zeit ruhte auch der Aufseher von seiner „anstrengenden“ Thätigkeit aus. Seurrot hatte ein zartes Herz, und die leuchtenden Augen der Wirthin zum „Goldenen Löwen“ zogen ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Garten des Wirthshauses, das der Arbeitsstelle gerade gegenüber lag. „Herzkirsche“ hatte darauf gerechnet. Sobald der Oberaufseher den Weg nach dem Garten eingeschlagen hatte, schlich Nr. 24, sich windend wie eine Eidechse, hinter die Wachholberbäume des Gestrüpps und erreichte das Dickicht. Hier wählte er unter den Bäumen am Wegeande eine Esche mit schlankem Stamm und blattreichem Wipfel aus und kletterte in zwei Sägen wie ein Eichhörnchen hinauf.

Mittlings auf einem hohen Aste hockend, im dichten Blattwerk versteckt, zog er nun seine Zigarretten hervor, zündete eine an und sog langsam den Duft der verbotenen Frucht. Man fühlte sich wohl da oben im Grünen und in der frischen Luft! Zwischen den Zweigen sah man die Dächer des Dorfes, das Schimmern der Aube in der Ebene, dann auf den beiden Abhängen des Thales die wogenden Hafer- und Roggenfelder, die mit den bunten Farbentönen des Klees abwechselten. Die Amseln schlugen im Dickicht, die Grasmücken trillerten auf den Weiden am Flusse, und ein frischer Wind wiegte Eichen wie in einer Hängematte. Man fühlte sich hier so wohl, daß „Herzkirsche“ sich verspätete. Als Seurrot, eine Nase zwischen den Zähnen kauend, zurückkam und die Revue über seine Truppe abnahm, bemerkte er auf den ersten Blick, daß einer der Sträflinge beim Appell fehlte.

„Wo ist Nr. 24?“ rief er.

Die Burschen wechselten Blicke und beschränkten sich darauf, mit einem Achselzucken zu antworten. Der Oberaufseher dachte zuerst an eine Flucht und wurde blaß bei diesem Gedanken. Seine unruhigen Augen blickten forschend in das Dickicht; plötzlich entdeckten sie auf dem Wipfel eines Baumes die leichten Ringe eines bläulichen Dampfes. Das war nicht natürlich, und der Delinquent mußte sich dort oben versteckt haben. Seurrot sprang auf die Böschung; mit einem Satz war er am Fuße der Esche und hatte keine große Mühe, dort die herabhängenden Füße des Burschen zu entdecken.

„Ah, Hallunkel!“ rief er, „Du machst Dir Bewegung und rauchst noch dazu — was gegen das Reglement ist? Willst Du sofort herunterkommen, Du Taugenichts?“

„Herzkirsche“ war ertappt, doch er hatte den Vortheil seiner Stellung und versuchte, dieselbe auszunutzen.

„Ich will schon,“ versetzte er, „aber versprechen Sie mir vorher, mich nicht zu bestrafen.“

„Ich glaube gar, Du stellst Bedingungen?“ erwiderte Seurrot wüthend. „Komm gutwillig herunter oder es wird Dir leid thun.“

„Dann bleibe ich oben!“ erklärte „Herzkirsche“.

Der Baum war sehr hoch und sehr dünn; der Oberaufseher besaß keine Gewandtheit im Klettern,

und er mochte den Baum noch so heftig schütteln, der Delinquent rührte sich nicht.

„Du leistest also der Behörde Widerstand, Du Hallunke? Holla, Ihr da, bringt mir doch einmal eine Art, aber fir!“

Dieser Aufforderung, die er mit Donnerstimme ausgestoßen, gehorchten zwei Sträflinge. Seurrot ergriff wütend die Art, und ohne sich darum zu kümmern, daß er einen Waldfrevel beging, griff er die Esche bei der Wurzel an. Bei den ersten Schlägen, die er führte, zitterte der Baum von der Wurzel bis zum Wipfel. „Herzkirsche“ blieb unbeweglich. Die Artschläge folgten immer schneller aufeinander, die Rinde flog nur so herum, der Schweiß stand dem Oberaufseher auf der Stirn. Die beiden jungen Sträflinge, die dieses Schauspiel im höchsten Grade belustigte, folgten mit großem Interesse den Verwüstungen, die die Art im Holze des Baumes anrichtete. Man hörte ein plötzliches Krachen. Jetzt ließ sich „Herzkirsche“, der jedenfalls glaubte, daß es klug sei, von zwei Uebeln das Schlimmere zu vermeiden, zwischen die Zweige gleiten, um wie ein Paket auf den Erdboden zu fallen, der zum Glück mit weichem Moose wie gepolstert war.

„Schuft! ich werde Dich lehren, mich zu foppen!“ brüllte Seurrot und packte ihn beim Arm. Er war Polkist gewesen, und seine Finger drückten wie Daumenschrauben. Gleichzeitig versetzte er mit der anderen Hand dem Jungen Blöße in die Lenden.

„Du rauchst also heimlich?“ fuhr der Aufseher fort und begleitete jedes Wort mit einem Stoß. Dabei wühlte er dem Sträfling die Taschen durch und entdeckte die Zigarretten. „Wo hast Du das Geld gestohlen, um Dir das zu kaufen?“

„Man hat es mir geschenkt!“ protestierte „Herzkirsche“.

„Ruhe! . . . An die Arbeit, Du Galeerenbrut! . . . Wir werden die Sache morgen beim Rapport aufklären, wenn der Herr Direktor zurückkommt. . . . Inzwischen wirst Du heute als Abendessen trockenes Brot bekommen!“

Der Nachmittag verging recht traurig für „Herzkirsche“. Als er sich Abends um neun Uhr in seiner Hängematte ausstrecken konnte, war ihm der Magen leer und die Finger vom Graben steif. Da fing er an, über das Glend dieses Tages und die Möglichkeiten des nächsten nachzudenken. Noch war nicht Alles vorüber. Der Direktor mußte im Laufe des Vormittags eintreffen. Der war noch unerbittlicher als die Aufseher. „Herzkirsche“ kannte die Manier, mit der dieser schreckliche Beamte die geringsten Verletzungen der Disziplin bestrafte, aus Erfahrung.

„Nein,“ dachte er, sich in seiner Hängematte zusammenkauern, „ich habe genug und werde meine Rückkehr nicht abwarten.“

Gedanken an Flucht schwirren ihm von Neuem durch den Kopf. Der für die Sträflinge zum Schlafsaal eingerichtete Raum war schlecht verschlossen; die

Wärter hatten einen festen Schlaf. Gegen Mitternacht konnte man vielleicht hinauskommen, eine Mauer erklettern und das Gehölz erreichen. In jedem Falle konnte man die Sache einmal versuchen.

Die Nacht war vollends hereingebrochen; er hörte einen der Wärter seine Rinde machen, sich dann entkleiden und dumpf auf sein Lager werfen. Bald erfüllte Schnarchen den ganzen Schlafsaal. Behend wie eine Kage verließ „Herzkirsche“ seine Hängematte und zog seine Hose und Jacke an. Seine Holzschuhe, die mit einem Bindfaden zusammengebunden waren, hängte er sich um den Hals. Dann schlich er mit nackten Füßen, den Athem zurückhaltend, bis zu einem Fenster, das man offen gelassen hatte, um den im ersten Stock gelegenen Saal etwas zu lüften. Als er auf das Fenstergestims geklettert war, steckte er seinen Kopf hinaus. Unten unterschied er im Halbdunkel der Ziminacht Gemüsebeete. Der Boden, der frisch begossen war, mußte weich sein. Die Hände an dem Sims festhaltend, wagte „Herzkirsche“ den Sprung. Er fiel auf Kohlköpfe, die seinen Fall milderten. Er stand auf, betastete sich und spitzte die Ohren; kein Geräusch, außer dem hellen Rieseln der Aube, die durch den Garten floß. Nun ging er den Fluß entlang bis zu der kleinen Bucht, durch die die Aube den Park verließ. Dann sprang er mutig in's Wasser: es reichte ihm nur bis zu den Knien. So folgte er der Strömung und gewann mit ihr das freie Feld.

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

### Sommernacht.\*

An ferne Berge schlug die Donnerkeulen  
Ein rasch verrauschtes Nachmittaggewitter.  
Die Bauern zogen heim auf müden Säulen,  
Und singend kehrten Winzervolk und Schnitter.  
Auf allen Dächern qualmten blaue Säulen  
Genügsam himmelan, ein lustig Gitter.  
Nun ist es Nacht, es geistern schon die Eulen,  
Einsam aus einer Laube klingt die Pflücker.

Deßeb von Silencron.

Erntezeit. Der Weizen ist reif, überreif. Noch ein oder zwei Tage, und die Körner lösen sich aus den Ähren, und ein guter Theil des Ertrages ist dahin. Man hätte schon in der vorigen Woche an das Stück heran sollen, die paar grünen Halme wären „in der Mandel“ nachgereift, aber die Witterung hatte es nicht erlaubt. Regen und immer wieder Regen und nur ganz selten und vorübergehend etwas Sonne. Als dann das Wetter schön geworden, hatte man sich zuerst über die Augenschläge machen müssen; das knapp am Hofe liegende Weizenstück hatte man sich als Letztes aufbehalten. Es war ja nicht groß, und bis zur Scheuer nur ein Kagensprung. Aber jetzt war auch wirklich die höchste Zeit. Schon am Abend hatte das Barometer wieder zu sinken begonnen, am frühen Morgen schossen die Schwalben glatt weg über die Oberfläche des Teiches, und kaum war die Sonne heraus, so stachen die Bremsen, daß man sich ihrer kaum erwehren konnte. Da mußte heraus, was Hände hatte, um den Erntesegen zu bergen. Und mit den Schnittern zugleich kam diesmal der Erntewagen, um das in Garben gebundene Getreide aufzunehmen und sofort heimzuführen.

Unser Bild zeigt die Schnitter in voller Thätigkeit. Im Vordergrund der Großknecht. Er „haut“ mit dem „Gerüst“. So nennt man das Holzgestell mit den zwei, drei Holzspiechen, die parallel zur Sense angebracht sind. Das „Gerüst“ ermüdet es dem Schnitter, die abgeschneittenen Halme aus freier Hand zu einem Schwaden aufzuwerfen und erspart somit die „Aufnehmerin“. Beim Roggen ist das „Gerüst“ nicht zu verwenden; die zu langen Halme würden sich in den Holzstäben verfangen und schon auf dem Felde Wirrströh geben. Der im Hintergrunde hantierende Knecht und die drei Frauen arbeiten nicht mit der Sense, sie schneiden mit der Sichel. Diese Art des Getreideabschnittes trifft man besonders in gebirgigen Gegenden, auf feinsten Hängen. Die Stoppeln werden ungleich und höher als beim Sensenschnitt. Vor den Pferden des Erntewagens steht der junge Besizer des Hofes und sieht zu, wie eine junge Magd mit kräftiger Hand das Strohband um eine Garbe knotet. Weiter

rückwärts sind bereits Garben zu „Puppen“ zusammengestellt.

Der Besizer mag sich der reichen Ernte freuen. Für die Arbeiter bringt die Ernte Tage der härtesten Anstrengung. Mit der Sonne müssen sie hinaus, die Dämmerung beendet ihr Tagewerk. Unter den Strahlen der Juli- und August-Sonne wird die Haut der Hände, Arme und des Nackens trocken wie Papier, braunroth, Blasen springen auf, die Haut löst sich in langen Streifen. Wer nie eine Spiechgabel in der Hand gehabt, weiß nicht, wie so eine Gerstehäure zwischen Hemd und Haut krallen kann. Die kurze Nachtruhe bringt keine Stärkung, wie zerschlagen, wie hölzern ist man am Morgen, es ist, als müßte man immer wieder das Gehen lernen.

Unser Bild zeigt im Hintergrunde einen Bauernhof. Auf einer mäßigen Höhe liegt er, im Schatten der Bäume. Hunderte solche Höfe giebt es noch, besonders in Süddeutschland. Zur Zeit der Baumbüte sehen sie aus wie große, weiße Kugeln. Rings um den Hof liegen die Felder und Wiesen. „Gemein-Freie“ sahen einst auf diesen Höfen. Jahrhunderte hindurch mußten sie sich stemmen gegen die Raffgier des Adels, der Klöster und Fürsten. Heute hat sich der Troß dieser Freibauern gewandelt. In schnarrendem Kommandoton fahren sie ihre Leute an, um jeden Pfennig Lohn handeln sie; sie zählen jedes Knödel den Diensthöfen in den Mund, verkaufen das letzte Pfund Butter und wollen die Arbeiter mit Margarine abspesen. Aber was ihnen so ein ostelbischer Junker vormacht, das glauben sie. —

Die gerade Linie. In einer früheren Nummer brachten wir die Ausführungen des Münchener Künstlers August Endell über Formenschnitzerei. Wollten wir die Schönheit der Formen verstehen, so müßten wir sie in jeder Einzelheit miterleben. Neuerdings setzt nun Endell seine Beobachtungen in der „dekorativen Kunst“ fort und führt sie an einem einzelnen Beispiel, der geraden Linie, durch. Da sie mancherlei Anregung bieten, setzen wir sie im Auszuge hierher: Die gerade Linie ist nicht nur mathematisch, sondern auch aesthetisch vor allen anderen Linien ausgezeichnet. Denn verfolgen wir eine gerade, etwa eine senkrechte, mit dem Auge, so behält diese immer dieselbe Richtung in unserem Gesichtsfeld. Eine krumme Linie dagegen, etwa die eines kreisförmigen Thorbogens, ändert ihre Richtung fortwährend. Während wir also beim Durchlaufen von krummen Linien immer ein neues aufzufassen haben, bietet die gerade fortwährend dasselbe Bild. Es wird somit die Wahrnehmung sich rascher vollziehen, und zwar um so rascher, je länger die gerade sich dehnt. Denn jeder neue Moment giebt ja nur der Art nach schon Bekanntes. Es wird aber ganz allgemein das Bekanntere auch rascher aufgefaßt und macht auch rascher Anderem Platz. Jede rasche Thätigkeit erfüllt uns mit einem bestimmten Gefühl, das wir einweilen das Gefühl des Raschen nennen wollen. Die gerade Linie erweckt dieses Gefühl in uns. Die Breite der realen geraden Linie übt eine verlangsamende Wirkung aus. Denn eine breite gerade Linie erfordert mehr Auffassungszeit als eine schmale, weil sie

mehr Empfindungselemente enthält. Die gerade Linie erscheint also um so rascher, je schmaler, um so langsamer, je breiter sie ist.

Ganz anderer Natur ist die Wirkung der Richtung. Die senkrecht fallende gerade Linie, d. h. die gerade, die wir von oben nach unten durchlaufen, hat den Charakter des Leichtes und Mühelosen, die horizontale etwas ruhig kräftiges, die senkrecht ansteigende giebt das Gefühl starker Anspannung. Die schrägen Lagen, schräg abwärts und schräg aufwärts, bieten die dazwischen liegenden Nuancen, jedoch wir eine stetige Reihe von Charakteren haben, vom Gefühl der geringsten Anstrengung zu dem der stärksten. Diese Gefühlswirkung hat ihren Grund wohl darin, daß die Aufwärtsrichtung des Auges mehr Anstrengung erfordert als die Abwärtsbewegung.

Nun bilden aber Anstrengung und Schnelligkeit (Tempo) die beiden konstituierenden Bestandtheile aller Gefühle. Eben darum vermögen die Formen alle Gefühlnuancen in uns zu erwecken. Denn wir sahen, daß die gerade Linie jene beiden Gefühlselemente immer in uns erweckt, und zwar in allen möglichen Abstufungen.

Nun ist aber der Eindruck einer einzelnen Linie von zu kurzer Dauer, um uns intensiv zu beschäftigen. Erst reichere Gebilde vermögen unsere Aufmerksamkeit länger zu fesseln, und erst in ihnen kommen die einzelnen Elemente durch den Kontrast mit den übrigen zu vollerer und intensiverer Wirkung. —

Der Reiz gefährlicher Schauspiele, so schreibt der Berliner Gelehrte Georg Simmel in seiner „Einleitung in die Moralphilosophie“ (Berlin. W. Herz) die in Zirkussen von Seiltänzern, Trapezturnern u. s. w. der Menge mit so großem Erfolge dargeboten werden, ist wohl hauptsächlich aus einem Mangel der Grausamkeitswollust zu erklären. Bei noch roherer Empfindung sättigte sich diese etwa an Gladiatorenkämpfen, von denen die Stierkämpfe gewissermaßen einen Uebergang zu jenen feineren Formen des Spielens um das Leben darstellen. Jetzt knüpft sich das Vergnügen schon an die Vorstadien des eigentlichen Grausamkeitsmomentes, das an der Vernichtung eines Menschen Wollust finden läßt, und es ist um so größer, in je größerer Nähe des definitiven Momentes sich der Vorgang begiebt. Die Erregung und Fortgerissenheit des Publikums steigert sich in dem Grade der größeren Gefährlichkeit des Schauspiels, nimmt also mit der Höhe über dem Boden, in der die halbschwebende Produktion stattfindet, und mit dem Mangel an Sicherheitsvorrichtungen zu. Die bloße Gefahr, die Andeutung des Grausamkeitslust definitiv befriedigenden Ausgangs hat für die Empfindung die Stelle dieses letzteren eingenommen, und zwar mit derartiger Festigkeit, daß die Lust bei diesem selbst verlagert würde. Von dem tödtlichen Erfolge eines solchen Spiels würden sich die Meisten unlustvoll abwenden, die durch die Steigerung ihres Interesses mit der Annäherung an diesen Erfolg beweisen, daß dessen Vorempfindung doch das eigentliche Lustmoment ausmacht. —

Nachdruck des Inhalts verboten!

\* Aus „Neue Gedichte“. Berlin. Schuster & Loeffler.